

Titus Müller

Staunen

*über das Glück
im Unscheinbaren*



*»Wer noch staunen kann,
wird auf Schritt und Tritt beschenkt.«*

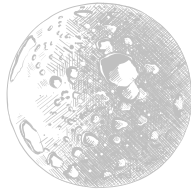
Oskar Kokoschka

(österreichischer Maler, geboren 1886)

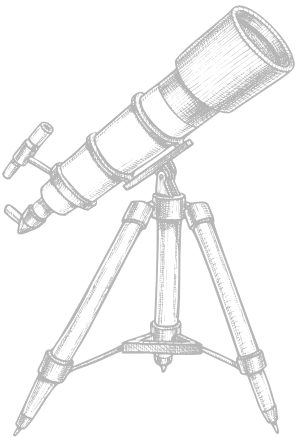


Inhalt

Ein schwaches, gutes Herz	8
Max Sylvester will fliegen lernen	22
Liebeserklärung	34
Die Träume der Fruchtfliegen	50
Züchter tropischer Fische	66
Wespenpapier	90
»Vor allem möchte ich fliegen. Nur fliegen ...«	106



Ein schwaches, gutes Herz



• An diesem kalten Sommermorgen kommt mir meine Jacke vor wie ein Relikt aus alter Zeit, sie ist mir fremd geworden in den vielen T-Shirt-Wochen. Der wolkenlos blaue Himmel und die Kälte, diese Kombination verblüfft mich. Die Morgensonne scheint schräg zwischen Häusern und Bäumen hindurch, aber andere Jahreszeiten haben sich in diesen Sommermorgen gemischt; ein Anflug von Herbst und von Schreibtischstunden und Eicheln, die bei einer Windböe aufs Dach prasseln. Sogar ein winziges bisschen Winterhauch, und das mitten im Juli.

Kommt mir deshalb das Leben heute so viel größer vor?

Das Universum hat einen Rhythmus, und auch unsere Körper sind rhythmische Organis-

men. Wir atmen regelmäßig, unser Puls schlägt in einem nimmermüden Takt.

Das Sonnenlicht, das sich durch den Morgennebel tastet, und das besondere Sonnenlicht am Abend, das die Wolken bemalt – sie sind die schöne Auswirkung dessen, was im großen Getriebe des Weltalls vor sich geht.

Wie weit bin ich mit meiner Alltagsblindheit oft weg von dem, was die Wirklichkeit bedeutet. Als Kind glaubte ich, die Sonne gehe auf, ich glaubte, sie würde sich im Kreis um die Erde herum bewegen, nachts wäre sie auf der Rückseite der Erde, und tags käme sie wieder zu uns geflogen. Dann lernte ich, dass die Sonne stillsteht und die Erde um sie herumkreist.

Dabei ist auch das nicht richtig. Die Sonne steht überhaupt nicht still. Sie rotiert, so wie die Erde auch, man kann das an den Sonnenflecken beobachten. Es dauert 24 Tage, bis sie sich an ihrem Äquator einmal um sich selbst gedreht hat. An den Polen sind es 35 Tage. Dass es da einen Unterschied gibt, hängt damit

zusammen, dass sie kein fester Körper ist, sondern eine Kugel aus Gas.

Junge Sterne rotieren schneller als alte Sterne – als hätte sie ein Riese einmal angeschubst, und sie würden allmählich austrudeln.

Aber die Sonne rotiert nicht nur um die eigene Achse, sie rast auch mit unglaublicher Geschwindigkeit – 250 Kilometern pro Sekunde – durch die Milchstraße und nimmt uns dabei mit, uns und das gesamte Sonnensystem mit seinen Planeten, Monden und Asteroiden. Wir kreisen um die Sonne, und die Sonne fliegt, wir schrauben uns kreisend durch das Weltall. Und auch dieser Weg beschreibt einen Kreis, wir reisen mit der Sonne um das Zentrum der Milchstraße.

Galileo Galilei, der übrigens ein tiefgläubiger Mann war, auch wenn ihm die Kirche übel mitgespielt hat, sagte es einmal so: »Die Philosophie steht in diesem großen Buch geschrieben, dem Universum, das unserem Blick ständig offen liegt. Aber das Buch ist nicht zu verstehen, wenn man nicht zuvor die Sprache

erlernt und sich mit den Buchstaben vertraut gemacht hat, in denen es geschrieben ist. Es ist in der Sprache der Mathematik geschrieben, und deren Buchstaben sind Kreise, Dreiecke und andere geometrische Figuren, ohne die es dem Menschen unmöglich ist, ein einziges Wort davon zu verstehen; ohne diese irrt man in einem dunklen Labyrinth herum.«

Er suchte Gottes Spuren und fand sie im Weltall.

Ein gigantischer Gasball am Himmel, der uns wärmt und uns Licht gibt. Verrückt, sich vorzustellen, dass das wärmende Sonnenlicht, das meine Haut berührt, gerade 8 Minuten und 20 Sekunden durch das Weltall unterwegs war, bis es mich erreicht hat. Die Sonne ist so groß, dass man quer durch sie hindurch eine Schnur spannen könnte, auf der 109 Erden aneinandergereiht sind. Und sie ist 300 000-mal schwerer als die Erde (was auch erklärt, weshalb wir um sie kreisen und nicht umgekehrt).

Wir erzeugen Strom durch Solarzellen, aber ist uns überhaupt bewusst, was da genau

passiert? Lichtteilchen (Photonen) treffen auf ein Metall und schlagen ein Elektron aus dem Metallgitter heraus und erzeugen so elektrischen Strom. Es ist, als würden wir eine Bratpfanne hinhalten und es würde immer wieder einmal »pling« machen. Wie verrückt!

Und nicht erst seit der Erfindung der Solarzellen beziehen wir unsere Energie von der Sonne. Fast alle Energie auf der Erde ist letztendlich umgewandelte Sonnenenergie. Man denke nur an den Stoffwechsel der Pflanzen durch Fotosynthese und die Nahrungsketten durch alle Tierarten hinauf.

Woher aber nimmt die Sonne ihre Kraft? In ihrem Inneren verschmelzen in jeder Sekunde 564 Millionen Tonnen Wasserstoff zu 560 Millionen Tonnen Helium. Die fehlenden vier Millionen Tonnen werden in Strahlung umgesetzt. In jeder Sekunde verliert die Sonne also vier Millionen Tonnen Masse. Sie braucht sich auf. Das fällt aber kaum ins Gewicht: Nach 10 Milliarden Jahren beträgt der Verlust gerade einmal 0,1 Prozent ihrer Gesamtmasse.

Auf der Sonne kann es regnen. Der Niederschlag besteht nicht aus Wasser, sondern aus Plasma. Kühlt die Sonne an einer Stelle ab, bilden sich aus dem heißen Plasma Tropfen, und es regnet herab.

Wie gern würden wir die Verschmelzung von Wasserstoff zu Heliumkernen beherrschen. Wasserstoff ist weit verbreitet und billig, und seine Asche, Helium, ist harmlos. Seit Jahren baut man an einer Versuchsanlage in Südfrankreich, dort arbeiten Europa, Russland, die USA und Japan zusammen, um einen Reaktor zu bauen, der genau das tut, was tagtäglich in der Sonne geschieht: Kernfusion. Wir wollen das Sonnenfeuer bändigen.

Ich weiß nicht, ob es gelingen wird. Aber ich weiß eines: Ich staune darüber, dass für uns Äpfel reifen, weil eine gigantische Gaskugel am Himmel ihr Sternenfeuer abbrennt. Dass ich im Freien auf der Bank sitzen und ein Buch lesen kann, weil mir die Sonne auf die Seite leuchtet. Dass wir durchs Weltall rasen wie auf einer endlosen Karussellfahrt.

Kaum einmal denken wir daran. »Das Publikum beklatscht ein Feuerwerk, aber keinen Sonnenaufgang«, schrieb Friedrich Hebbel. Dabei hätte der Sonnenaufgang den Applaus viel eher verdient.

Wir wollen, dass unsere Begrenzungen wegfallen, die zeitliche Begrenzung zum Beispiel. Wir versuchen sie durch hektische Betriebsamkeit zu durchbrechen wie eine Schallmauer. Die physische Begrenzung beackern wir durch Fitnessprogramme, Grenzerfahrungen, Reisen. Die geistige Begrenzung blenden wir aus im Glauben, doch recht klug zu sein im Vergleich zu vielen anderen.

Wir lehnen es ab, Geschöpf zu sein.

Vielleicht ist es gesund, anzuerkennen, dass ich nicht unbegrenzt Zeit, Kraft und Verstand habe. Dass meine Fähigkeiten Grenzen haben. Wie oft zerstöre ich mir das Lebensglück, indem ich mir für den Tag zu viel vornehme. Der übervolle Plan garantiert, dass ich am Abend unglücklich ins Bett gehen werde, mit dem

Gedanken, nicht alles geschafft zu haben. Trotzdem renne ich am nächsten Tag wieder den Hügel der Selbstüberschätzung hinauf.

Dabei glaube ich an Gott, das müsste eigentlich ein gutes Heilmittel sein. Ich frage mich beim Spaziergehen: Was muss das für ein Wesen sein, das solche Vielfalt geschaffen hat? Wer denkt sich Bäume aus mit knorriger Rinde und flüsternden Blättern? Wer denkt sich Mistkäfer aus, die in der Sonne glänzen, und Ameisenstaaten?

Ich bete, während ich spaziere. Mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen driften meine Gedanken ab, aber wenn ich gehe, wenn mein Blick frei über Wald und Feld schweift, kann ich mich auf ein Gespräch konzentrieren.

In meiner Vorstellung ist Gott ein Bastler, ein schöpferischer Typ, der sich Lebewesen einfallen lässt und sie dann liebevoll und geduldig in ein Biotop setzt. Ich stelle mir vor, dass er über uns mitunter den Kopf schüttelt.

Er nennt sich in der Bibel Vater, Hirte, Bräutigam, Liebhaber, Henne, unter deren Flügel

die Küken schlüpfen. Er will mit uns eine Beziehung führen, das klingt deutlich heraus. Bloß, wie soll das gehen, wenn die Interaktion meist eine Einbahnstraße ist?

Donald Miller beschreibt in seinem Buch »To Own A Dragon« die wundervolle Idee, dass womöglich jede menschliche Beziehung – die Liebe zwischen Mann und Frau, die Liebe von Eltern zu ihren Kindern, die Freundschaft – von Gott als zärtlicher Hinweis erfunden wurde. Donald Miller stellt sich vor, dass Gott sich jedes Mal freut, wenn wir so etwas erleben, und dass er sagt: »Siehst du? So wird es sein, wenn du einmal bei mir bist.« Dann ist aber unser Leben hier nur der Prolog, und die wirkliche Romanhandlung fängt erst später an. Irgendwie erscheint mir das eigenartig. Warum die Mühe, für einen Prolog diesen Planeten bis ins Detail so liebevoll auszugestalten?

Rainer Maria Rilke schrieb 1914 einen Brief an Magda von Hattingberg und bekannte darin:

»Wie oft hab ich in der Natur so einem kleinen Käfer zugesehen, der etwas vorhat, und es misslingt, und er tuts immer wieder, – siehst du, hab ich mir vorgesagt, der ist auch allein. Wie leicht könnte Gott ihm helfen, diesen Halm zu besteigen, es ist auch gar nicht so, dass Gott nicht will, – aber er weiß, der Käfer würde erschrecken, wenn er ihm hülfe, der Käfer würde vielleicht alles aufgeben und denken, mir ist so merkwürdig zumut, gerade, als ob alles verwandelt sei, als ob ich gar kein Käfer mehr wäre –. So hütet sich Gott und hält sich weit weg von dem kleinen Tier, aber ich habe die Vermutung, das kleine Tier, sooft es bei seinem Aufstieg wieder antritt, weiß nichts mehr von der letzten Enttäuschung und Niederlage, hat alles vergessen, steht wieder vor einer ganz neuen Sache, ordentlich neugierig, was das diesmal wird und in der heitersten Unternehmung. Früher, wenn ich mich nicht irre, war mir so jeden Morgen oder doch dann und wann, dass jeder Beginn wie der erste war, wie der einzige.«

Rainer Maria Rilke, Brief an Magda von Hattingberg vom 8. Februar 1914

Stehen wir so zueinander, Gott und ich? Hält er sich zurück, um mich nicht zu erschrecken, und ich bin ein Käfer, der seinen Weg entlangkrabbelt, und Gott hockt daneben und sieht mir lächelnd zu?

Für so vieles habe ich keinen Blick! Zum Beispiel kommt es mir nahezu nie zu Bewusstsein, dass in meinem Körper 100 000 Kilometer Blutgefäße verlaufen, eine Strecke, die zweieinhalb Mal um die Erde führt. Wie soll ich einen solchen Gedanken fassen?

Es tut mir gut, darüber zu staunen. Und indem ich meinen Körper bestaune, bestaune ich den Schöpfer, der ihn erdacht hat. Auch die anderen Menschen sehe ich plötzlich als etwas Kostbares und Geheimnisvolles.

Damit meine ich nicht den Perfektionismus, nicht die makellosen Leiber und Gesichter der Werbeplakate, die unsere Krankheit, Schwäche oder Entstellung aus dem Leben verbannen wollen, indem sie ein unerreichbares Ideal postulieren. Die Werbeplakatmenschen gibt es

nicht, sie sind durch Photoshop kreiert worden.

Ich meine ein bewunderndes, gutes Bild vom Menschen. Trotz seiner Anfälligkeit. *Mit* seiner Anfälligkeit. Nicht den Versuch, immer und überall effizient zu sein, bei Vollauslastung aller Ressourcen. Nicht das ständige Aufsteigen und Brillieren in der Leistungsgesellschaft, das Bluffen, wenn man nicht an der Spitze mithalten kann. Und nicht das Weltbild, das heutzutage wie selbstverständlich davon ausgeht, dass jeder nur an sich denkt.

Der Promi fliegt nach Afrika und besucht Waisenkinder? Der spendet doch nur zum Schein, in Wahrheit will er vor allem sein eigenes Gesicht in die Kamera halten. Der junge Mann kümmert sich rührend um seine Oma? Der ist doch nur scharf aufs Erbe.

Ich erhalte ein Geschenk? Man kriegt nichts geschenkt auf der Welt, das muss einen Grund haben ...

Am Ende landen wir beim Furchtbaren: Jeder denkt an sich, dann ist an alle gedacht. Wir

verteidigen uns vor uns selbst, ich muss halt auch sehen, wo ich bleibe.

Nein – ich möchte wieder einem Frieden trauen und ein Glück empfinden können ohne angstvolle Hintergedanken. Ich will wieder an das Edle im Menschen glauben. Gott tut es, oder zumindest gibt er uns trotz unserer nicht so edlen Anteile nicht auf, hofft auf die guten Anteile und will sie stärken.

Wir leben in einer schweren, dunklen Welt. Filme und Romane erzählen uns immer häufiger vom unabwendbaren Untergang, von der Sinnlosigkeit des Lebens. Sie schildern Menschen als Raubtiere, die ihresgleichen ausbeuten, und zeigen die Natur als tödlich verwundet. Das Gefühl des Niedergangs und die Angst vor der Zukunft drücken uns nieder. Gerade jetzt will ich die Schönheit suchen. Auch wenn ich weiß, dass wir immer, auch in unserer Wohlstandsgesellschaft, am reißenden Fluss des Leids entlangwandern: Ich sehe, dass wir schön sind und dass tief in uns ein schwaches, gutes Herz zu schlagen wagt.



Max Sylvester will fliegen lernen

• Vier junge Albaner hat die Umzugsfirma zu uns geschickt. Der 7,5-Tonner ist bald voll. Die vier schufteten ordentlich, wir helfen mit, wo wir können, und bald werfen sie uns freundliche Blicke zu. Ich frage, was »danke« auf Albanisch heißt, sie bringen es mir bei, es heißt *faleminderit*, und ich sage es öfter an diesem Tag. Sie lachen.

Am Zielort stellt sich heraus, dass das Treppenhaus zu schmal ist für das Klavier meiner Frau. Die Möbelpacker beraten bedrückt. Wir suchen die Telefonnummer eines Klavierhändlers heraus, aber die Aussicht, ihr Klavier zu verlieren, treibt Lena die Tränen in die Augen. Der Vorarbeiter spricht als Einziger Deutsch, er sagt zu mir: »Es ist ein Wahnsinn, mit dem Klavier durch dieses Treppenhaus, aber die

Jungs sagen, wir probieren es. Wir haben doch gesehen, wie traurig Ihre Frau ist.«

Dann bringen sie in einem unglaublichen Kraftakt das Klavier nach oben, teilweise steht es hochkant, und die Wand hat hinterher so tiefe Narben, dass meine halbe Hand darin verschwindet. Lena ist glücklich. Ihr Klavier, auf dem sie als Kind spielen gelernt hat, steht jetzt in unserem Wohnzimmer, und ich glaube, es hat mit einem kleinen Wort zu tun und dem Lächeln, mit dem wir es austauschten: *falemin-derit*. Danke.

Wir leben in einer Zeit der Forderungen. Ständig sind wir besorgt, man könnte uns benachteiligen, und haben deshalb verinnerlicht, aufzutrumpfen und zu verlangen, was uns unserer Meinung nach zusteht. Man geht leicht im Rufen der vielen unter, man muss auf sich aufmerksam machen. Laut sein. Vehement.

Die Kraft eines leisen, freundlichen Danks haben wir vergessen.

Sie ist unsichtbar. Und hat doch Bedeutung und Potenz.

Max Sylvester, 29, will fliegen lernen. Seine Frau und die drei Kinder warten am Boden, während er mit dem Fluglehrer abhebt. Es ist der 31. August 2019, vier Uhr am Nachmittag. Der Himmel ist leicht bewölkt. Die zweisitzige Cessna 152 lässt die Startbahn unter sich zurück, der Motor lärmt, und die Fenster klappern, während unter ihnen die Gebäude kleiner werden. Der Fluglehrer erklärt die Instrumente. In der Vergangenheit hat Max Sylvester bereits zwei Flugstunden absolviert, in anderen Flugzeugtypen. Selbst gestartet oder gelandet ist er noch nie. Er hört aufmerksam zu.

Da verstummt der Fluglehrer unvermittelt und kippt im Sitz zur Seite, bis er an der Schulter seines Schülers lehnt. Sylvester versucht, ihn aufrecht zu halten, er spricht ihn panisch an, aber der Fluglehrer reagiert nicht. Er hat das Bewusstsein verloren.

Es ist still bis auf das Brummen des Motors. Die Instrumente zeigen 1900 Meter Flughöhe. Sylvester wendet sich an den Tower des kleinen Flughafens Jandakot: »Emergency. Emergency. Emergency.«